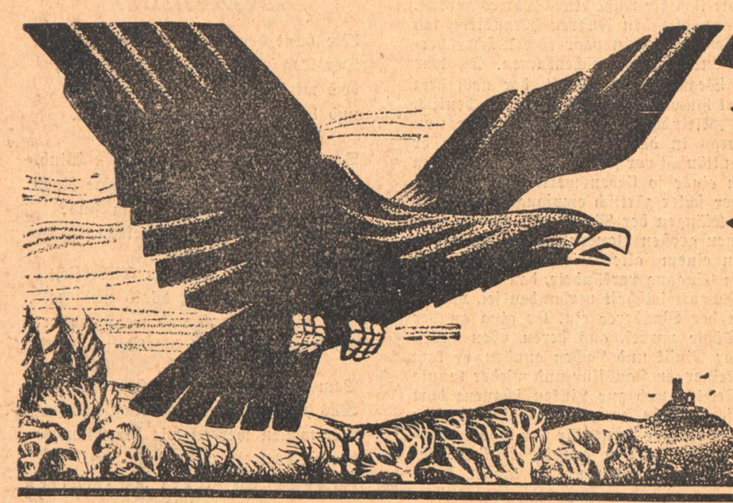
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

35 (2.9.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 35 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 2. September 1934

Wege zum Weltall

In der letzten Folge des „Führer am Sonntag" wurden Rätsel der Schöpfung aufgegeben, die allgemein zum Nachdenken anregen und zu einer Vertiefung und Erweiterung der Weltanschauung beitragen sollten. Zahlreiche Zuschriften an die Schriftleitung zeigen, wie ungeheuer groß das Interesse eben für solche Fragen ist.

Gerade wir Deutschen sind Gottsucher und gleich einem Faust immer bestrebt, die Wahrheit zu erforschen und die Welt zu ergründen. Der Erkenntnisdrang ist unserer Rasse von der Vorsehung mit ins Blut gegeben. Er hat für die gesamte Menschheit unersetzlich wertvolle Früchte getragen.

Auf allen Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaft, ja sogar in der Auslegung und Vertiefung der christlichen Heilsbotschaft hat der deutsche Mensch entscheidende Erkenntnistoten vollbracht.

So fühlt sich der Deutsche gerade jetzt wiederum berufen, einer durch und durch materialistisch erstarrten und gebundenen Umwelt neue idealistische Bewegung, neue Glaubens- und Tatkraft von innen heraus zu schenken, eine neue Werteordnung mitten im Wertechaos zu schaffen.

Die Ereignisse der letzten Jahre in Deutschland und früher in Rußland und Spanien und jetzt in Frankreich haben gezeigt, daß die Kraft der christlichen Kirchen allein nicht genügt, um den atheistischen Bolschewismus zu überwinden.

Dazu ist ein junger, neuer und elementarer Weltanschauungsimpuls notwendig, der den ganzen Menschen, ganze Völker in seinen Bann zieht.

Nur so ist in der modernen, aufgeklärten Welt der notwendige letzte gläubige Einsatz möglich, wie das Beispiel Deutschlands aller Welt gezeigt hat.

Diese Weltanschauung kann in solcher Gefahr nur heroisch und politisch sein; denn es geht hier um die Rettung und Gestaltung dieser und nicht einer jenseitigen Welt, die nach wie vor von den christlichen Konfessionen in der Seelsorge für den Einzelmenschen vorbereitet und nach Bedarf gepredigt wird. Davon soll hier nicht die Rede sein.

Wie hier schon einmal ausgeführt wurde, können sich Weltanschauung und christliche Lehre sehr wohl bedingen und ergänzen, ja sie können sich sogar zu einer völligen Einheit durchdringen.

Die acht Fragen, die wir hier aufgeworfen, können natürlich auf die verschiedenste Weise richtig beantwortet bzw. ausgelegt werden. Auch die Zuschriften haben dies in sehr interessanter und eindringlicher Form gezeigt. Leider ist es aber in diesem engen Rahmen nicht möglich, auf die verschiedenen Streitpunkte so einzugehen, daß sie allseitig beleuchtet und gelöst werden könnten. Dies kann gar nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die ja an einen weitesten Leserkeis sich richten.

Die erste Frage: Wo liegt die Grenze von dem, was der Mensch vollkommen begreifen und von dem, was er nur annehmen, errechnen oder glauben kann?

Ueber das Thema „Glauben und Wissen" ist seit der Zeit der Griechen, vor allem aber von der christlichen Philosophie viel geschrieben worden. Die Abgrenzung zwischen Glauben und Wissen ist eine Aufgabe, die gerade das Abendland mit unvergleichlicher Leidenschaft und mit dem Aufwand stärksten geistigen Rüstzeugs zu lösen versucht hat.

In neuerer Zeit hat der Philosoph August Messer in seinem „Glauben und Wissen" benannten Werke diese Abgrenzung für einen breitesten Leserkreis vorgenommen.

Wir wollen hier nicht etwa auf diese mannigfaltigen Versuche der Schulphilosophie eingehen, um sie gegeneinander zu halten.

Weltanschaulich haben wir diese Frage so erlebt, wie sie Goethe und C. G. Carus in ihrer ganzheitlich gerichteten Anschauung schon vor hundert Jahren vorgetragen haben. Da heißt es u. a.:

„. . . Bei diesem allem müssen wir uns daran erinnern, daß der Mensch nur das vollkommen zu begreifen vermag, was er im Entstehen sieht oder dessen Entstehung er durch Analogie (Vergleich) mit Bestimmtheit sich deutlich machen kann; das bloß Entstandene, das, was zu seiner Zeit nicht mehr entsteht, dessen Erscheinung wird ihm zwar wohl zugänglich und zu beschreiben möglich sein, allein die Gesamtheit seines Wesens, der eigentliche Begriff desselben wird ihm immer ein Rätsel bleiben. Hier tritt daher wieder zu einer sorgfältigen Ueberlegung, Betrachtung und Vergleichung der Tatsache der Erscheinung immer bald mehr oder weniger bestimmt ein gewisser Glaube hinzu, ergänzt (weil nun einmal der Mensch immer nach dem Ganzen streben soll) das Lükkenhafte der Beobachtung und bietet zuletzt ein Gemälde dar, welches, wenn es auch der Natur nicht unbedingt gleich sein kann, doch umsomehr bald hier, bald da der Natur eine lebenund bedeutungsvolle Seite abgewinnen wird, je mehr sie von geisteskräftiger Auffassung eines Urphänomens (Urbilds) ausgeht und mit innerer Folgerichtigkeit von hier aus die Anordnung der Beobachtung fortgliedert."

Gerade wir Nationalsozialisten gewinnen aus dieser Erkenntnis von Goethe-Carus eine wichtige Bestätigung dafür, daß alle, die diesen Kampf nicht innerlich miterlebt haben oder miterleben können von seinen Anfängen und Ursachen bis zum siegreichen Durchbruch, uns in allem nicht verstehen können und uns daher fremd oder gar feindlich gegenüberstehen.

Nur, was wir im Entstehen sehen und dessen Entstehung wir miterleben können, nur das wissen und begreifen wir ganz. Darum auch im praktischen Leben die Forderung, daß der wahrhaft Tüchtige von der Pique auf dienen soll.

Besonders interessant ist es auch, wie Goethe-Carus Glauben und Wissen als notwendige organische Ergänzung im Erkenntnisvorgang feststellen. Selbstverständlich kann sich diese Forderung niemals auf die sog. exakten Wissenschaften beziehen, deren Ergebnisse lediglich auf Wäg- und Meßbarkeiten beruhen und sich damit begnügen, den Stoff zu umfassen.

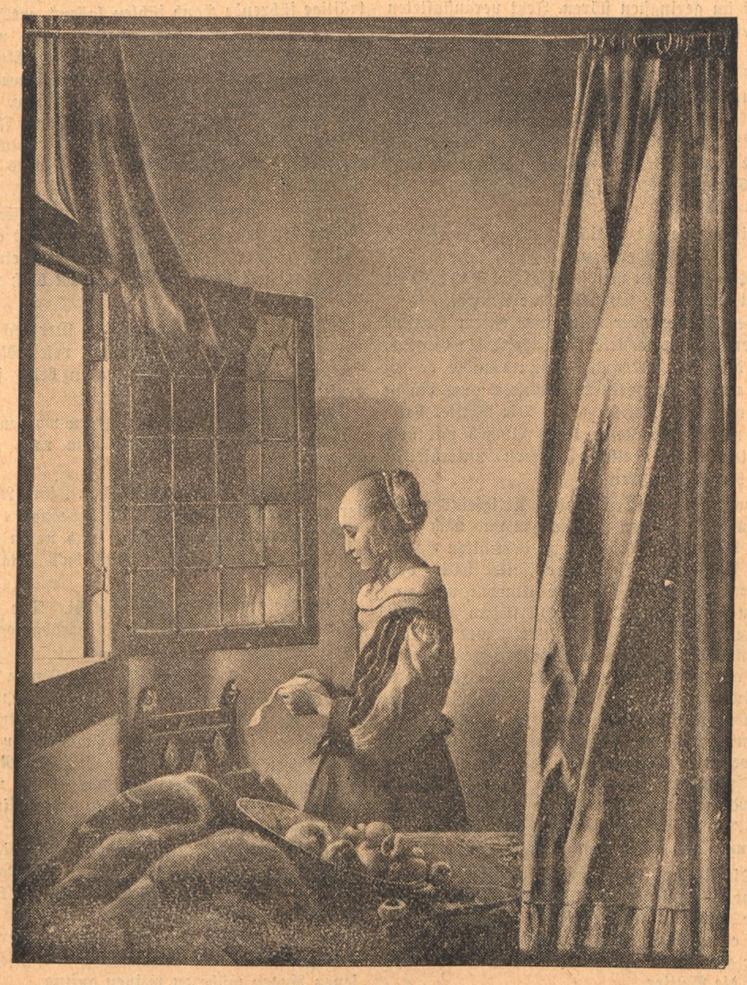
Diese Gemeinschaft von Glauben und Wissen im Erkenntnisvorgang bezieht sich in erster Linie auf das Lebendige schlechthin in seiner geistig-seelisch-stofflichen Vielfalt und Verflechtung, es bezieht sich auf die Wissenschaft vom Ganzen, auf die innerpolitische Lebenswissenschaft.

*

In einer der nächsten Folgen des „Führer am Sonntag" werde ich versuchen die zweite dritte und vierte Frage zusammen so zu beantworten, daß die hier dargelegte Anschauung, die nicht den Anspruch erhebt allein richtig oder umfassend zu sein, zu weiterem Forschen und Nachdenken Anlaß gibt und manchem auch vielleicht einen Weg zeigt, sich von der wunderbaren Ordnung und Größe des Weltalls und seiner Gesetze ein tröstendes und anspornendes Bild zu machen.

Weltanschauung ist nichts anderes als die glücklichvereinte Glaubens- und Wissenskraft eines gesunden Menschen, der sich nicht damit begnügen kann, nur so dahinzuvegetieren, sondern sich als Geschöpf Gottes veranlaßt fühlt, das Gnadengeschenk seiner Lebenskraft zu geistiger und seelischer und willensmäßiger Vollendung zu bringen.

Ernst Herold.



„Die Briefleserin",
eines der schönsten Gemälde des holländischen Meisters Jan Vermeer (1632—1675).

Aus dem Inhalt:

Konrad Beste: Ein Mann geht über das Moor

Dionys Lippa: Die Notbremse

Ernst Klotz: Kleine Erholungsreise

Wilhelm von Hebra: Geistesgegenwart

W. Hagenmeyer: Historische Schmuckschau

C. J. Burkart: Eine Goldmacherwerkstätte im Markgräflerland

Friedrich Zumbach: Brettens Bürgerschaft 1587—1687

Matheis Heß: Hopfen

Ein Mann geht über das Moor

Von Konrad Beste

Das Moor ist weit und wenig gewellt, es sieht aus wie andere Wiesen und Weiden auch; gerätst du aber um einen Schritt zur Seite des Pfades, so sinkst du in saugenden Boden, unwillig schulpert's unter den vorwitzigen Füßen und du ahnst die schlummernde, tückische Feindschaft neben dem kleinen festen Wege.

Das Moor hat steile Finger gereckt zum Himmel, stille Machangeln, die von weitem sich immer verwandeln in grasende Kühe oder in grabende Frauen; du staunst; wie oft die Wachholderbüsche die Maske wechseln, während du dich ihnen näherst und noch, wenn du ganz nah bist, kann es geschehen, daß du vermeinst, es stünde einer der alten schmökenden Bauern da, welche mit anderen Gewohnheiten der Jugend das Sprechen abgelegt haben, um sich mit einem Lächeln zu bescheiden, das ganz ist wie diese Landschaft: weit und wenig gewellt und vieles verschweigend und etwas tückisch dazu... Trittst du aber heran, so war es doch nur ein Machangelstrauch, was du da sahst auf dem Moor.

Das Moor hat ein sehr schweigendes Antlitz mit dunklen Wassern genetzt, mit toten Flußarmen bisweilen, mit geraden Gräben, die zwischen schwarzen Ufern versickern, mit trauernden Tümpeln, die ganz verschlammt sind, gebrochene Augen sind's unter dem wetterschwer hängenden Himmel der Heide.

Das Moor ist still und geduldig, und wenn du auf dem Pfade verbleibst, so ist es ganz wie andere Wiesen und Weiden auch — aber wer wird auch den Pfad verlassen, der so weich ist und sichtbar und gut für die Füße...

Es war Sonntagnachmittag und ein Mann ging über das Moor. Er war sonntäglich gekleidet, er hatte einen neuen, billigen blauen Anzug am Leibe, eine blaue Schirmmütze auf dem Kopf, er trug ein richtiges Oberhemd mit Kragen und Manschetten und an den Füßen neue, grobe Rindlederstiefel, die manchmal knarrten beim Gehen. Er ging ziemlich schnell, als ob er ein Ziel zur rechten Zeit erreichen wollte, als er aber an eine Stelle kam, wo ein breiter Feldweg seinen Pfad kreuzte, da blieb er stehen und schien unschlüssig, wie er nun weiter gehen sollte. Vielleicht war er es doch satt, sich wiegen zu lassen von der Federung des schmalen Moorpfades und dieser breitere Weg führte gewiß aus dem schweigenden Moor hinaus in ein Gelände, wo Menschen auf festem Boden wuchsen. Genau schien es der Mann nicht zu wissen, er blickte forschend auf den verwitterten Wegweiser, der mit zwei Schildern nach den beiden Richtungen des Fahrwegs wies. Der eine Weiserarm war noch leidlich gerade und auch seine Inschrift konnte der Mann entziffern, aber der andere Arm war vermorscht und hing kläglich herab wie der zerschmetterte Flügel einer Krähe.

Der Mann hätte ja nun, unschlüssig wie er war, getrost dem heilen Arm mit der guten Inschrift folgen können, aber dessen protzige Gewißheit schien ihn nicht sonderlich zu locken. Er zog sein Taschenmesser hervor und kratzte an dem vermoosten und mit Flechte überwucherten niederhängenden Flügel zart und vorsichtig herum, so daß zu dem einen sichtbaren „a", das zu Anfang schon dagestanden hatte, noch andere Buchstaben hinzukamen. Schließlich hatte er soviel zusammen, daß mit etlichen Zwischenräumen das Wortgebilde „lina" dastand — mehr war nicht herauszubringen.

Der Mann lachte und sprach dieses „lina" vor sich hin, es schien ihm zu gefallen. Seine Zähne waren gut erhalten und ziemlich weiß, das zeigte sich, als er so lachte. Auch sonst war er nicht übel beisammen: biegsam und schlank von Wuchs, gut durchgearbeitet wie es schien, eher klein als groß.

„Lina . . ." sagte er noch einmal und jetzt war sein Gesicht beinahe jung, obwohl er sicherlich an vierzig Jahre auf dem Rücken hatte. Gewiß, sein Haar war an den Schläfen grau und er hatte auch viele Falten, wagrechte auf der Stirn und, was schlimmer war, senkrechte auf den Wangen. Aber jetzt war er jung und ungebeugt, er wirbelte seinen Stock und pfiff vor Vergnügen, er nickte: „Gehen wir nach lina. . ." sollte das wohl heißen. Er wandte sich nun auch nach der Richtung des herniedergemorschten Weisers.

Als er schon ein paar Schritte gegangen war, drehte er sich noch einmal um, wie wenn ihm ein persönlicher Einfall gekommen wäre. Denn er ging hastiger als eben noch, da er nach gefällter Entscheidung für „lina" ganz behaglich zu schlendern begonnen hatte. Am Wegweiserpfahl angelangt, griff er sogleich nach den kläglich hängenden Arm und richtete ihn auf, so daß es in der morschen Fuge von Pfahl und Weiser krachte, und da hatte er unversehens den ganzen Arm in der Hand. Er kratzte nun mit dem Messer die Fuge sauber aus, schnitt und meißelte das morsche Weiserende gerade, preßte den Arm aufs neue in die Fuge und klemmte ihn mit einigen Holzstückchen fest. So stand er stolz und waagerecht weisend wieder da, und als der Mann auf dem Weitermarsch in der Richtung nach „lina" sich noch einmal umblickte, da lachte er und winkte zufrieden nach seinem Werke zurück.

Er kam auf dem breiten Wege bald in wildes, blühendes Heideland, er kam an Weiden vorbei, die unlängst dem Oedland abgerungen waren und deren dünnes, unlustiges Grün es mehr mit der verdrängten Mutter Heide hielt als mit dem Nutzen der Menschen und ihrer buntscheckigen Kühe, er kam durch mannshohe Fuhren und nun hörte er schon, vom leisen Winde getragen, die Musik von Posaunen und Geigen, die ihm die Nähe eines Dorfes verriet. Als er dann aus den Fuhren heraustrat, sah er vom Dorf schon ein paar rote Dächer herausragen aus dunklen Eichenhainen. Da war auch ein Wegweiser aufgestellt, der nach dem nahen Ort hinwies, und auf ihm stand deutlich zu lesen „Kleindahle". Der Mann ging nun geradenwegs in das Dorf, dessen Namen er beinahe enttäuscht vor sich hin flüsterte, nachdem er ihn in einer so liebenswerten Verstümmelung zuvor schier zärtlich empfangen hatte. Er ging den Klängen der Musik nach, und so kam er an einen großen Bauernhof, der schräg zur Straße in einem alten Eichenhain lag. Ein Schild am Eingang verkündete, daß mit diesem Hof die Schankwirtschaft verbunden sei, und so bog denn der Wanderer ein. Er ging an der langen Dähle vorbei, aus deren oben geöffnetem Tor Musik und Lachen quollen, er kam auf den steinernen Hausflur und wieder konnte er zur Rechten und zur Linken schauen: dort in die offenstehende, ganz leere Gaststube, hier durch die neben der Innentür zur Dähle angebrachten Guckfensterchen auf die festliche Gesellschaft, die im Dählenraum an langer Tafel saß.

Sie saßen, an fünfzig Menschen wohl, aßen und tranken zu den Klängen der Musik. Zur Linken und zur Rechten des Raumes waren in halber Höhe durch Bretterverschläge die Stallungen abgeteilt und so waren die Tiere als stille Zaungäste des Festes zugegen: Pferde und Kühe legten ihre Köpfe schnaubend über die Balken ihrer Verschläge und die Hühner pickten blustrig gegen den Maschendraht ihres Wiemens.

Der menschliche Zaungast am Guckfenster lächelte, als er diese Versammlung von Mensch und Tier gewahrte. Es gefiel ihm wohl, was er sah, und auch die Menschen gefielen ihm. Er hatte noch nie so viele schöne und kraftvolle Menschen beisammen gesehen wie in diesem Lande, so weit er auch umhergekommen war. Es gab unter ihnen viele schmale, harte Gesichter, klare festblickende Augen, sichtbarlich ruhend in der Besinnung auf jene herb-verschlossene Art, die schon um wenige Meilen südlich von hier, im beginnenden Mitteldeutschland, zu einem rundköpfig weichen, genußsüchtigen und anbiederungsseligen Behagen zerflossen war. Es waren schöne Menschen, die hier eine Hochzeit feierten, und eine Hochzeit war es — denn dort saß ja die Braut. So schön war die Braut, daß der Mann am Fenster erschrak. Sie hatte ein bleiches, schmales Gesicht, in dem die Backenknochen leicht hervortragen, sie hatte große schiefergraue Augen von einer unbeugsamen Gewalt der Blicke, und die Stirn lag in ausgeruhter Klarheit über den strengen Bogen der Brauen. Sie hatte einen Mund, der so Wille wie Süße zeigte, und wenn sie atmete, ging eine Welle verhaltener Kraft über die volle Brust bis zum zitternden Muskelspiel des herrlichen Halses. Sie war nachdenklich, stiller als die Feiernden um sie, sie blickte bisweilen in ihren Schoß, öfter als auf den Mann an ihrer Seite. Sie war schön und war klug, das sah der Späher auf dem stillen Flur.

Es geschah ihm, daß er die Hände faltete und plötzlich sagte er laut und vernehmlich ein Wort und dann noch einmal: „Lina . . . Lina . . ."

Er fuhr auf und blickte um sich, denn er hatte Tritte gehört. Eine alte Frau stand hinter ihm und betrachtete ihn lauernd. Der Mann stand wie angewurzelt. Das Weib fragte: „Was wollen Sie denn von Lina?"

Der Mann antwortete nicht und rührte sich nicht. Er sah, wie das Weib kopfschüttelnd sich abwandte, in die Dähle huschte und der Braut etwas ins Ohr tuschelte. Er blieb stehen. Die Braut stand langsam auf, ihre schlanke, hohe Gestalt löste sich aus der Reihe der Sitzenden, die kaum aufblickten zu ihr, da jetzt die Musik wieder einsetzte. Die Braut kam näher, der Mann neben dem Guckfenster sah, wie sie schöner wurde im Nahen, aber er sah jetzt auch, wie über ihre Züge eine aufgescheuchte Angst jäh irrte, sie kam auf die Tür zu, als ob sie darauf gefaßt sein müßte, daß hinter ihr jemand stünde, der ein Geheimnis mit ihr teilte — so etwas spürte der Mann . . . Er wollte fortstürzen, aber es kam, daß er blieb — blieb, bis die Dählentür aufging, und die Braut vor ihm stand. Er starrte sie an, und seine Augen wurden groß wie die ihren, eine Sekunde lang ruhten beider Augen ineinander, in der Schwebe dieses unendlichen Schweigens, das den Flur jetzt durchbebte. Dann sagte sie leise: „Was wollen Sie denn von mir . . .?"

Der Mann konnte noch nicht antworten, er hatte sich ganz festgesogen an den Augen der Braut, er war trunken und hilflos und schwieg ganz einfach. Da schwand die leise Angst aus den Zügen der Braut, sie lächelte und blickte nicht fort von ihm. So löste sie sein Erstarren ein wenig, und er wurde wieder fähig, zu sprechen: „Entschuldigen Sie . . ." sagte er, „ich kenne Sie gar nicht . . . Die Frau muß sich wohl verhört haben. Ich wollte ein Glas Bier haben."

Die Braut lachte jetzt hell, sie nickte dem Mann zu und verschwand wieder durch die Dählentür.

Der Mann schüttelte sich leicht, dann setzte er sich in Bewegung und verließ den Hausflur. Zuerst ging er noch einigermaßen langsam und als ob ihm nichts geschehen wäre, als einem Sonntagswanderer im Krug beim Glase Bier wohl geschieht. Als er in den jungen Fuhren vor dem Dorf angelangt war, ging er schon schneller, als er beim Wegweiser war, der jetzt die beiden Arme gerade gestreckt hielt, da jagte ein Zittern durch seine Glieder, und wie er das Moor nun unter den Füßen fühlte, das weiche, federnde rätselvolle Moor, da fuhr es in seine Schritte gar ungestüm, und sein Weg wurde zur rasenden Flucht und weithin hallte der dumpfe Schlag seiner Füße.

September

Wie bunt der Astern Fülle blüht!
Der Tag war süß wie alter Wein,
doch wird die Sonne zeitig müd
und hüllt sich sanft in Nebel ein.

Der Nebel sinkt, es kommt ein Wind,
und mit dem Winde kommt die Nacht.
Warum wir nur so traurig sind?
Wir haben lange nicht gelacht.

Es gießt der Mond sein Silberlicht
auf Weg und Wiese, Wald und Feld.
Gib mir die Hand und weine nicht...
So feierlich ist jetzt die Welt.

Vom Leide bleibt kein Herz verschont.
Was hilft es, wenn man klagt und fragt!
Wir wollen werden wie der Mond,
der vieles weiß und wenig sagt.

Axel Rasmussen.

Die Notbremse

Von Dionys Lippa

Die beiden Kinder, ein Junge und ein Mädchen, hüpften lachend und schreiend im Abteil umher. Ihre Backen waren gerötet vor Eifer des Spiels, springlebendig waren die beiden Geschwister, das Bürschlein um etwas älter als seine Schwester. Sie spielten Verstecken, doch auch das Herumtollen an sich schien ihnen Spieles genug. Ihre jauchzenden Stimmen übertönten fast das Rattern des Zuges.

Ihre Mutter, eine blonde kleine Frau, war wohl Geschrei und unaufhörliches Herumjagen der Kinder gewohnt; sie las aufmerksam in ihrem Buch.

Der alte Herr mit dem Kneifer, der einzige Reisende außer ihnen in diesem Abteil, schien jedoch sichtlich aufgebracht über das lebhafte Treiben der Kinder. Zuerst sah er sie strafend an und schüttelte mißbilligend den Kopf. Es half nichts, die Kinder ließen sich nicht im geringsten stören. Jetzt veranstalteten sie eine Art Wettrennen im Abteil, das von dem alten Herrn mit wachsender Nervosität beobachtet wurde. Sein runzliges Gesicht wurde streng und abweisend, mit verhaltener Wut bemerkte er zur blonden Frau: „Ich verstehe Sie nicht! Ihre Kinder machen einen Lärm, der nicht auszuhalten ist, und Sie scheinen es nicht zu bemerken. Oder finden Sie vielleicht Gefallen daran?"

Sie wurde rot. „Willy, Herma, seid ruhig!" rief sie den Kindern zu.

„Kommt her zu mir!" befahl sie. Das Mäderl folgte und setzte sich neben die Mutter.

Der Kleine aber blieb an einem Fenster stehen und betrachtete eine Weile die Gegend, die der Zug durchfuhr. Dann wandte er sich um und deutete seiner Schwester, auch hinzukommen. Sie tat es gern. Die Mutter hatte sich wieder ins Lesen ihres Buches mit dem bunten Deckel vertieft. Flüsternd unterhielten sich die beiden Kleinen.

Doch bald wurden sie des Artigseins müde. Allmählich wurden sie mutiger und nach einigen kleinen Seitenblicken zu dem alten Herrn, der eine große Zeitung entfaltet hatte, vergaßen sie auf die störende Umwelt und zerstreuten sich behend und voll süßem Behagen. Ihre Stimmchen wurden lauter, ihre Füßchen trampelten wieder herum, bald fingen sie wieder an, auf die leeren Bänke heraufzuklettern.

Nun verlor aber der Alte die Geduld völlig.

„Ein Skandal ohnegleichen", murmelte er zornig. „Ich werde mich beim Schaffner beschweren . . . Können Sie denn die zwei Bengel nicht im Zaum halten." Seine Stimme wurde immer lauter. „Eine schöne Erziehung das!", rief er und fuchtelte mit den Händen herum. „Ich will das nicht weiter dulden!"

Die kleine Frau konnte vor Verlegenheit nicht antworten. Wie aufgebracht der Alte war. Sie stand auf und trat zu den Kindern, die auf einer Bank stehend, sich bemühten, das Fenster zu öffnen. „Hört auf mit dem Lärm!" gebot die Mutter.

Und da geschah es. Die Kinder hatten bei ihrem Spiel die Notbremse gezogen, mit einem Mal hielt der Zug. Der Kleine verlor fast das Gleichgewicht, als er die Bank verließ.

„Was habt ihr da angerichtet!" rief die Mutter, und alle Farbe wich aus ihrem Gesicht.

Die beiden Kinder rückten nun zusammen und sahen die Mutter mit vor Angst geweiteten Augen an. „Ich hab's nicht getan", beteuerte aufschluchzend das kleine Mädchen und lief zur Mutter, die fast selber in Weinen ausgebrochen wäre. Aengstlich las sie die Aufschrift: „Mißbrauch wird streng bestraft", und stand da und las es immer wieder.

Der alte Herr mit dem Kneifer beobachtete sie und sagte kühl: „Da haben Sie's nun. Meine Vorhaltungen waren umsonst", zuckte er die Schultern. Es schien ihn fast zu freuen, daß die Sache so ausgefallen sei. „Man muß mit Kindern streng umgehen, man muß sie die kräftige führende Hand fühlen lassen", erklärte er belehrend. „Zu unserer Zeit hatte man bessere Erziehungsmethoden. Meine Eltern mußten aber auch nie eine hohe Strafe wegen unnützen Ziehens der Notbremse zahlen, die Sie eben nun gewärtigen müssen. Durch Ihre Unachtsamkeit haben Sie nun die Verantwortung für eine Verspätung des Zuges zu tragen".

Minuten vergingen. Das kleine Mädchen weinte still vor sich hin und hatte Angst aufzublicken. Der kleine Willy war wohl etwas beherzter, doch war auch sein Gesicht blaß und verstört.

Plötzlich öffnete sich die Tür. Der Schaffner und irgend ein Beamter mit roter Mütze betraten das Abteil. Sie waren beide sehr ernst.

„Ist die Notbremse hier gezogen worden?"

Der alte Herr antwortete ihm rasch und kalt:

„Die beiden Kinder taten es . . . ihre Mutter gab nicht acht auf sie. Ich habe noch . . ."

Der Beamte zog die Mütze und nahm den Kleinen auf den Arm. „Hast du's getan?" fragte er.

Der Kleine verbarg sein Gesicht. Der Beamte warf einen Blick auf die herabgezogene Notbremse am Fenster.

„Wenn du es getan hast, mein Junge . . . so muß dafür Gott und auch dir gedankt werden". Er wandte sich zur erstaunten Mutter und setzte fort: „Die kleine Hand hat unser aller Leben gerettet. — Etwa hundert Meter vor uns hat ein Felssturz das Gleis vollständig herabgerissen. Bei der Entgleisung deren Vermeidung nur Ihrem Sohn zu verdanken ist, wären Dutzende von Passagieren draufgegangen, da auf dieser Stelle der Damm besonders hoch ist. Der Lokomotivführer hätte von der Entfernung gar nichts bemerken können" . . . Und er küßte den Knaben, der die Aufregung um sich verspürend, mit geschlossenen Augen müde zu weinen anfing.

Badisches Schach

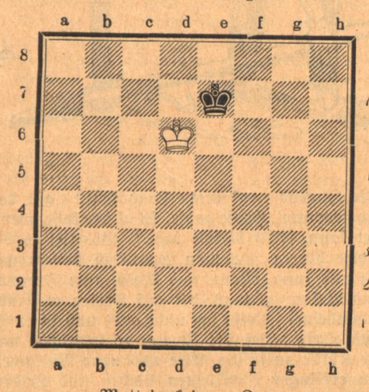
Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

König Scheherdan oder „matt in keinem Zuge“

Schachhumoreske von Artur Sartori-Konstanz.

König Scheherdan, die bekannte Figur aus „Tausend und eine Nacht“ sagte einmal zu Scheherzad, nachdem sie ihm monatelang Nacht für Nacht die tollsten Geschichten erzählt hatte: „Nun möchte ich von Dir auch 'mal eine Schachaufgabe sehen.“ Aber etwas ganz verrücktes, groteskes muß es sein.“ Scheherzad erwiderte: „Freut mich und ehrt mich.“ Auf einen Wink brachte ihre Schwester Dunjasad ein Schachbrett und die dazu passenden Figuren herbei. Nun war das aber kein gewöhnliches Brett aus Holz oder Wachstuch, sondern ein wunderbares kunstgewerbliches Erzeugnis, dessen Felder teils aus Silber, teils aus Gold bestanden. Der Rand des Brettes war mit Edelsteinen aller Art reich geschmückt. Auch die Figuren, aus Elfenbein und Ebenholz geschnitzt, zierten Juwelen von unschätzbarem Werte. Scheherzad stellte nun beide Könige folgendermaßen auf:

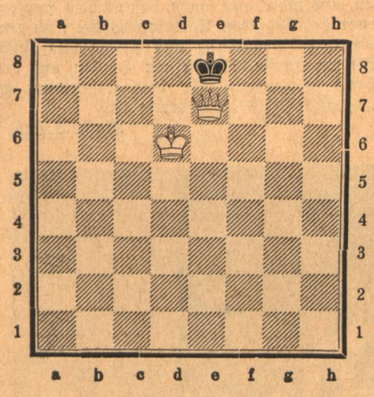
1. Stellung:



Matt in keinem Zuge.

Als König Scheherdan diese Stellung sah, rief er: „Es ist kein Gott außer Gott, aber beide Könige so nahe beieinander habe ich sonst nur noch außerhalb des Brettes gesehen, was h das zu bedeuten?“ „Das ist ein Matt in keinem Zuge“, sagte Scheherzad. „Matt in keinem Zuge“, murmelte der König und sann lange darüber nach, konnte aber die Lösung nicht finden. Worauf Scheherzad den Schleier des Rätsels mit den Worten lüftete: „Wisse, o König der Zeit, Schwarz hat aus Versehen die weiße Dame, die von h4 kommend auf e7 schach bot, mit seinem König von e8 ausgeschlagen, was hier unstatthaft ist, weil die Dame ja von ihrem König gedeckt ist. Der schwarze König muß also wieder auf sein Feld e8 zurück, die weiße Dame bleibt auf e7 und Schwarz ist matt, ohne daß Weiß einen Zug getan hätte.“

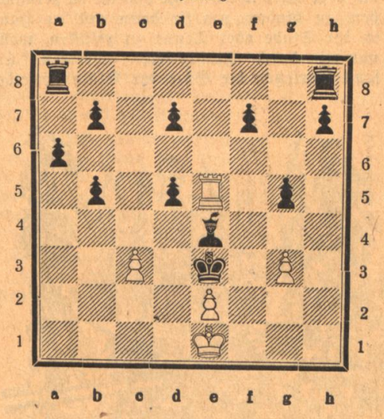
2. Stellung.



Hierüber aufs höchste verwundert, sagte der König: „Du weißt, Scheherzad, daß ich den Prunk liebe, sollte es Dir nun gelingen, mir eine ähnliche Aufgabe mit der gleichen Forderung „Matt in keinem Zuge“ in etwas reicherer Aufmachung vorzuführen, so sind 1000 Dinare und drei seidene Ehrenkleider Dein eigen.“

Scheherzad besann sich einen Augenblick und baute dann folgendes Figurenbild mit der gleichen Forderung „Matt in keinem Zuge“ auf:

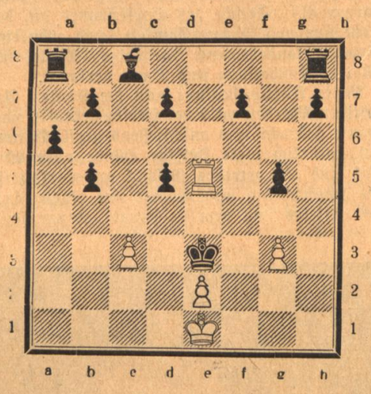
1. Stellung:
Schwarz



Matt in keinem Zuge.

Der König sann und sann, konnte aber auch diese Aufgabe nicht lösen. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Durch eine Armbewegung wischte er mit dem Aermel den schwarzen Läufer auf e4 hinweg und Scheherzad sagte: „Erhabener König, du hast die Lösung gefunden: Der schwarze Läufer steht zu Unrecht mitten auf dem Brett, denn er kann von seinem ursprünglichen Feld c8 noch gar nicht herausgekommen sein, weil ihm die beiden Bauern b7 und d7 den Weg versperren. Einer Umwandlung kann der Läufer aber auch nicht sein Dasein verdanken, weil noch alle schwarzen Bauern vorhanden sind. Der Läufer muß also auf c8 zurückgestellt werden, worauf Schwarz von selbst matt ist, ohne daß Weiß zu ziehen braucht.“

2. Stellung.



Jetzt kannte die Verwunderung des Königs keine Grenzen mehr, er pries laut Gott den Erhabenen und ließ Scheherzad 1000 Dinare und die versprochenen Ehrenkleider überreichen.

Bilder aus kommenden Filmen

Heinz Rühmann und Ellen Frank
in dem NDLS-Film „Heinz im Mond“

Paul Kemp
als „Charleys Tante“ in dem gleichnamigen Minerva-Film der Europa

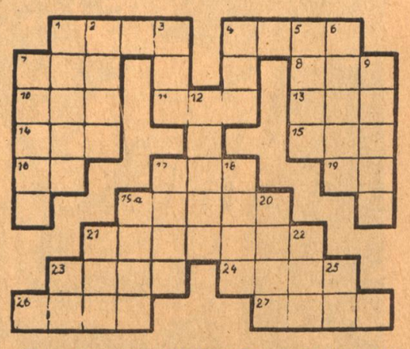
Phot. Ufa

„Vorbereitungen zum Sängerfest“ im Knud-Rasmussen-Film „Palos Brautfahrt“

Rätsel-Ecke

Bilder-Rätsel

Kreuzwort-Rätsel:



Waagerecht: 1. Biblischer Ort, 4. Stadt in Italien, 7. Trinkstube, 8. Nebenfluß der Saale, 10. Vorfahr, 11. Tonkünstler, 13. Stadt in Südtirol, 14. Stadt in Brasilien, 15. japanische Münze, 16. sibirischer Strom, 17. Haustier, 19. tierisches Produkt, 19a. andere Bezeichnung für Streit, 21. Gegenstand einer Abhandlung, 23. spanische Münze, 24. weiblicher Personenname, 26. Tonzeichen, 27. Verdauungsorgan. — Senkrecht: 1. Indische Bezeichnung für Herr, 2. Fluß in Italien, 3. wie 13 waagerecht, 4. Bedrängnis, 5. Erdformation, 6. Baumgang, 7. Adelstitel 9. krankhafte Neigung, 12. Gasthaus im Riesengebirge, 17. römischer Redner, 18. griechische Göttin, 19a. Wild, 20. Haustier, 21. alkoholisches Getränk, 22. weiblicher Personenname, 23. Fluß in Italien, 25. Flächenmaß.

Rösselsprung

fällt	ver	len	tro	je	sen	voll	eh
eh	pfen	ten	ges	schwe	preiß	dem	ferd
alcht	und	der	rath	dem	re	re	hand
schweiß	re	sei	hüt	dem	der	frei	eh
müh	in	ge	je	lig	gerne	je	je
hin	nas	re	pflügt	doch	sen	schä	mit
je	len	stirn	pflu	hun	und	auch	der
sen	term	der	eh	des	mit	hien	del

Der Zecher

Manch Zwei ließ in der Eins sich munden
Ein Einszwei. Als er sollt' nach Stunden
Sein Zwei bezahlen Eins, kam's raus:
Ihm fehlte Einsgeld. Er flog 'naus!

Rätselauflösungen

Kreuzwort-Rätsel:

a) 1 Rolle, 4 Reh, 7 Ulan, 8 Wade; 9 Nav, 10 Nasen, 11 Faser, 14 Nagel, 17 Tenor, 19 Rodin, 21 Goa, 23 Uran, 24 Pisa, 25 Man, 26 Erker; — b) 1 Run, 2 Olaf, 3 Laban, 4 Ras, 5 Eden, 6 Henne, 8 Waren, 10 Regen, 12 Satin, 13 Amrum, 15 Logik, 16 Dora, 18 Rose, 20 Dan, 22 Aar.

Silben-Kreuzwort-Rätsel:

Waagerecht 3. Marokko, 6. Liane, 7. Kartoffel, Gestade, 10. Torso, 12. Rune, 13. Loti, 15. Handel, 16. Bernina. — Senkrecht: 1. Gerok, 2. Alligator, 3 Manege, 4. Kokarde, 5. Apfelsine, 9. Statik, 11. Solo, 12. Rudel, 14. Tiber, 15. Hanna, 17. Rike.

Was mancher nicht weiß!

Die größte Geflügelfarm der Welt befindet sich in China. Ihr Besitzer ist ein gewisser Shing Chan. Die Farm hat eine Produktion von jährlich 10 Millionen Eiern.

*

Wenn es keine Hummeln gäbe, gäbe es keinen Klee, denn die Bestäubung der Kleeblüten besorgen die Hummeln.

*

Künstliche Augen aus Elfenbein (mit Gold und Silber eingelegt) wurden schon im alten Aegypten hergestellt.

*

Die Wanderdünen in Ostpreußen bewegen sich jährlich um 20 bis 50 Meter vorwärts.

Es gibt Menschen, die 500 verschiedene Gerüche unterscheiden können.

*

Zoologen haben festgestellt, daß die Fische mit der Haut hören.

Der Orang Utan kann, im Gegensatz zu allen anderen Säugetieren, nicht schwimmen.

*

12 Millionen rote Blutkörperchen des Menschen wiegen gerade ein Gramm.

*

Napoleon I. verschnupfte im Monat sechs Pfund Tabak.

*

Auf den Philippinen werden achtzig verschiedene Sprachen gesprochen.

*

Den Arabern war schon vor 1500 Jahren bekannt, daß die Erde eine Kugel ist.

Ein Hund kann vier Wochen hungern, ehe er stirbt.

*

Im 17. Jahrhundert wurden Hemden nur bei Hofe getragen. Das Volk kannte diesen „Luxus“ noch nicht.

Hopfen

Heidelberg, Speyer, Schwetzingen und Bruchsal schließen jenen Teil der Kurpfalz ein, der dem Machtgebiet des ehemaligen fürst-bischöflichen Stuhles zu Speyer benachbart ist. Im Sommer und Frühherbst treffen wir in dieser Gegend, da und dort, auf fast haushohen Stangenfeldern oder Drahtanlagen, kleine grüne Wälder in Ackergröße, Hopfenpflanzungen. 7 bis 9 Meter hoch sind die schlanken unten armsdicken Fichten, an denen die zwei tauglichsten Ruten sich in dem bekannten Linksdrall (der Sonne entgegen) hinaufringeln, um als lustige Fahne noch oft 1 bis 2 Meter über die Stange hinauszuschwanken. Walldorf und Sandhausen, noch bei Heidelberg gelegen, ebenso Schwetzingen und Speyer benachbart, sind die Hauptorte der Hopfenkultur. Im Osten schließt der langansteigende Rücken des kleinen Odenwaldes die Landschaft ab, nach Sonnenuntergang zu grüßen über den Türmen von Speyer die Kuppen des Haardtgebirges.

Jedermann, der schon gemütlich bei seinem Glas Bier saß, weiß wohl davon, daß außer der gemälzten Gerste, der vielgenannte und ungekannten Hopfen das ihre dazu beitragen muß, dem kühlen Naß Schmackhaftigkeit und Haltbarkeit zu verleihen. Der Hopfen, eine auch wild vorkommende Rankenpflanze, treibt im Frühjahr sehr üppig und bereitwillig. Ihre Blüte, die in zahlreichen Dolden an Stöcken und Ranken hängt, enthält einen grünlichgelben Farbstaub, Lubulin, in dem sich ein ölhaltiger Bestandteil findet, dessen Aroma dem Bier den angenehmen Bittergeschmack verleiht. Dem Lubulin zulieb spielt der Hopfen auch in der chemischen Industrie eine Rolle (Farbherstellung). Die Pflanze wird in zum Anbau geeigneten Boden, als Wurzelstock eingesetzt und ist im zweiten oder dritten Jahr voll ertragsfähig. Die Erstlinge werden, wie bei der Spargel etwa, aus naheliegenden Gründen geschont, obwohl auch sie schon einigen Ertrag liefern. In einem guten Jahrgang bringt eine Hopfenpflanze bis zu einem Pfund verkaufsgängiger (gedörrter) Hopfen. Auf ein Ar Hopfen (36 Ar gleich ein badischer Morgen) rechnet man bis zu 40 Hopfensätze. Dann kann man sich leicht über das quantitative Erträgnis dieser oder jener Anbaufläche ein Bild machen. Ist auch die Qualität prima (hellgrüne, gleichmäßige, sorgfältig ausgesuchte und gut gedörrte Ware, als erste Sorte bezeichnet), so fehlt nur noch eines der Hauptmomente, die dem Hopfenbau seine Bedeutung geben, die Preisgestaltung. Bis zum vorigen Jahre, dem Jahr der politischen Erneuerung Deutschlands, ergab sich diese aus dem bekannten liberalistischen Handelsnaturgesetz: Angebot und Nachfrage. Mit dem Augenblick des Umschwungs hat die Regierung dahin Einfluß genommen, die Erzeugnisse bäuerlichen Fleißes sinngemäß in der Volkswirtschaft anzubringen, so daß der Hopfenbauer, der in den Jahren 1928 bis 1932 seine Hopfen verbrannte, da sich der Aufbereitungsprozeß auch nicht im geringsten gelohnt hätte, heute wieder für gute Ware einen annehmbaren Lohn- und Kostenausgleich als Preis erzielt.

*

In unserer Gegend kannte man den Hopfenbauer schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er wurde stark angeregt durch hohe Preise, die in einigen Jahren erzielt wurden, worauf eine gewisse Ueberproduktion Platz griff. Hier einige Zahlen: Um 1860 pro Zentner 300 Gulden, nachher Durchschnitt 90—130 Gulden, 1877 500 Mark, dann nach Ueberproduktion wieder Preissenkung 130—150 Mark, 1883 und 84 60 Mk., späterhin bei offenbar übersättigtem Markt 5 Mark. Bei Jahren mit Mißernte manchmal entsprechend höher. Vergessen darf man nicht, daß die fast ausschließlich jüdischen Angehörigen der Händlerkreise durch Vereinbarung unter sich es leicht in der Hand hatten, in örtlichen Bezirken die Preisfestsetzung beliebig zu beeinflussen. Da es nicht nur die durch die Hopfenkultur selbst verursachten hohen Auslagen waren, die den Bauer zwangen, nach der Ernte sofort zu verkaufen, (die Hopfe muß sofort im Bierbrauprozeß verarbeitet oder fertig behandelt werden) sondern er ja auch, in früheren Zeiten wie heute noch, mit dem Erträgnis der Hopfen- und Tabakernte, Umlage und Steuer, Versicherungsbeiträge, Lohnforderungen und die im Schuh- und Stoffladen aufgelaufenen Jahresrechnungen abgleichen muß. Diesen Anforderungen nachzukommen, war ihm gut möglich, wenn der Ertrag gut war und der Preis nicht nur die Arbeit null auf null auflohnte, sondern ein gewisser Gewinn erzielt wurde. In den Jahrgängen mit den märchenhaften Preisen von 300 Gulden oder 500 Mark kam, wenn man in Betracht zieht, daß es im Dorf immerhin mehrere Bauern gab, die 10—25 Zentner ernteten, währenddem der Kleinbauer schon 2—3 Zentner machte, ein schöner Batzen Geld ins Dorf, in dem etwa 200 bäuerliche Betriebe und wobei nicht nur alt und jung aus der eigenen Familie sich bei den Erntearbeiten das Kerwegeld verdienten, sondern aus dem kleinen Odenwald und den Kraichgau herunter ganze Trupps von „Hopfenzopfern" zuwanderten, um im lustigen Erntebetrieb 2—6 Wochen

lang, oft an mehreren Jahrgängen hintereinander, Haus und Helfsgenossen der einheimischen Bauern zu sein. Die Jahre mit hohen Preisen waren natürlich verschwindend in der Minderzahl und veranlaßten den Hopfenbauer, ähnlich wie es dem Goldgräber bei Entdeckung eines neuen Goldfeldes geht, sich mit einer wahren Wut auf den Anbau von Neuanpflanzungen zu stürzen. Die Jahre mit Erträgen, die Ersatz der Unkosten und einen gerechten Arbeitslohn einbrachten, können sich an Zahl messen mit den Jahrgängen, wo ein derartiger Unterpreis geboten wurde, daß der Anbau sich nicht lohnte, daß die Ernte schon auf dem Acker oder schon geerntet, vernichtet wurde, so daß der Hopfenbauer, trotz der unbestreitbaren Tatsache, daß in manches Haus je nach Jahrgang 4000—12 000 Gulden oder ebenso viele Mark flossen, ungeachtet des scheinbaren Gegensatzes der zu obiger Tatsache in dieser Behauptung zu liegen scheint, allgemein feststellen, an den Hopfen sei noch keiner reich geworden.

*

Hopfenanbaugegenden sind im böhmischen (Tschechei), die Gegend um Nürnberg (Hallertau), im württembergischen, im Elsaß und in unserer Gegend.

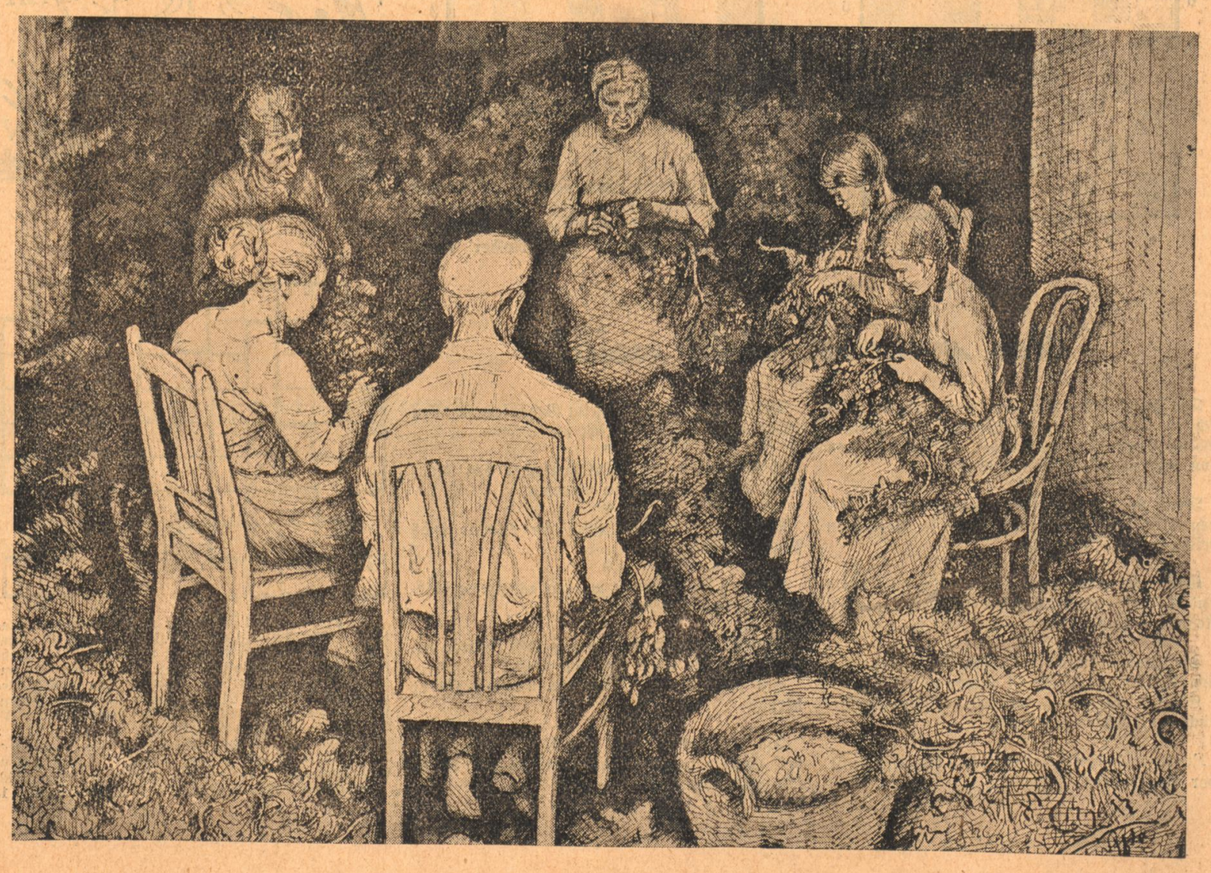
Jede dieser Gegenden weist Eigenarten in Anbau und Behandlungsweise, sowohl Güte des Hopfens auf. Die badische Gemeinde Walldorf hängt nach wie vor am Anbau mit der Hopfenstange, während die Nachbargemeinde Sandhausen im Gegensatz dazu nach Hallertauer Art den Bau an der Drahtanlage bevorzugt, wobei der Hopfen sich um dünne, an den Drähten befestigte Schnüre emporrankt. Der Hallertauer Bauer pflückt den Hopfen und zwar nur die beste Auswahl schon auf dem Acker und behandelt so die sehr empfindliche Blütendolde auf das sorgfältigste. Im badischen Unterland war es bisher üblich die Hopfenranke auf dem Acker in handliche Zweige zu zerschneiden, zu binden, um sie dann erst zu Hause in der Stube oder Tenne zu pflücken, wobei natürli durch Zerdrücken, Abreißen und sonst Verletzen die Güte der Blüte notleiden mußte. Das bekannte und gefürchtete Rotwerden, das den Hopfen nahezu wertlos macht, ist auf die oben erwähnte Ursache zurückzuführen. Nasser Jahrgang und Sturm, der die Zweige durcheinanderpeitscht, ebenso mancherlei Ungeziefer und Blattläuse sieht der Bauer darum als Feinde des Hopfenbaues an, der nicht nur viel Aufmerksamkeit und geduldige Arbeit, sondern auch gehörige Mittel für Materialbeschaffung und Dung verlangt.

Mitte August beginnt nun die Ernte. Am zeitigen Morgen wird der Hopfen geerntet, nach Hause gebracht und anschließend gepflückt, wobei natürlich viele fleißige Hände notwendig sind und ein gewisses Geschick erforderlich ist, die Hopfenblüte unbeschädigt mit einem Teil des Stieles an dem sie hängt „abzuzupfen".

Die Jugend auf dem Land kennt gut das Sprichwort: „Hopfe zopfe, Stiel dro losse, wer's net kann, soll's bleiwe losse." Bis tief in die Nacht hinein sitzt man gemütlich beisammen, alt und jung, Mann und Weib, gute Freunde und Bekannte, (auch der auf Ferien weilende Stadtbesuch schließt sich nicht aus) und ist emsig und eifrig dabei, die Zweige zu berauben und die Körbe zu füllen. Alte und neue Volksweisen erklingen, in denen Lieben und Leiden, Lust und Freude aufsteht! Glauben und Aberglauben, Gespenster und Hexenspuk klingen auf; die liebe Jugend treibt das bekannte halb verbotene, halb genehmigte Einerlesspiel, währenddem das beschauliche Alter sich unterdessen gerne an die eigenen Zeiten selig unseliger Wirrungen zurückerinnert.

Den Städter interessiert es vielleicht noch zu hören, daß der von dem Bauer verkaufte Hopfen beim Händler noch weiter behandelt (geschwefelt) wird, wobei die gedörrten Hopfen lagenweise über gitterartigen Sieben mit dem Qualm von brennenden Schwefelschnitten durchräuchert werden. Dadurch wird die Haltbarkeit und Schönheit der Farbe verbessert. Haupthandelsorte für Hopfen sind in Deutschland, wie bekannt, Nürnberg und unser Schwetzingen; die Gemeinden Walldorf und Sandhausen sind dazu übergegangen, ihre Hopfen neuerdings durch Siegel kenntlich zu machen, und man kann sagen, daß es dem Hopfenbauer des badischen Unterlandes bei noch eingehenderer Bemühung und Pflege und Zucht gelingen dürfte, bald einen Hopfen auf den Markt zu bringen, der dem Hallertauer an Güte und Preis gleichwertig ist.

Matheis Heß.



Kleine Erholungsreise

Von Ernst Klotz

Der junge Mann zog seine Brieftasche und entnahm ihr einen der kleinen abgenutzten Geldscheine. Er besaß seit gestern Abend ein ganzes Bündel davon, denn gleich nach seiner Ankunft in Paris hatte er den Hundertmarkschein wechseln lassen. Er betrachtete das blaßfarbene Papier. Im Grunde war es genau so unappetitlich und langweilig wie alle anderen, aber es wird auch ebenso gute Dienste leisten, und das ist schließlich die Hauptsache.

Der junge Mann zahlte und ging davon, den breiten Boulevard entlang. Ganz schön angelegt, das Paris, stellte er fest. Ulkig, hier mitten in der Stadt haben sie noch so eine kleine Parkecke stehen lassen. Da sieht man, wie langsam sich die Stadt entwickelt, bei uns würden hier längst Hochhäuser stehen. Uebrigens, durchgehen kann man durch die Anlage mal.

Auf den mit weichem Sand bestreuten Wegen ging er im großen Bogen der Stelle zu, an der er den Boulevard wieder zu erreichen hoffte.

Er war nicht mehr weit vom Ausgang des Parkes entfernt, als er sich angerufen glaubte. Ueberrascht sah er um sich. Einige Meter hinter ihm stand ein älterer Herr im schwarzen Rock, leicht auf einen Stock gestützt, und rief ihm etwas zu. Er war nicht zu verstehen, aber mit einer lebhaften Geste zeigte er auf den Boden, da lag zwischen ihm und dem jungen Mann etwas braunes, flaches. Tatsächlich, eine Brieftasche! Der junge Mann ging auf sie zu, hob sie auf und brachte sie dem alten Herrn. Unwillig reichte er sie ihm hin, aber der schüttelte energisch den Kopf. Zu verstehen war von dem Schwall seiner Worte noch immer nichts, aber einige Bewegungen verrieten, daß er im Glauben war, in dem jungen Mann den Verlierer vor sich zu haben. Als sich endlich der Irrtum herausstellte, war der Greis sehr bestürzt. Er hielt die Tasche verlegen und unschlüssig in der Hand. Schließlich ging er mit Hilfe eines Stokkes wohl schneller auf eine Bank zu, als es sonst seine Gewohnheit sein mochte. Seinen „jungen Freund" lud er mit einer höflichen Bewegung ein, ihm zu folgen. Auf der Bank sahen beide die Brieftasche näher an.

Irgend einen Ausweis enthielt sie nicht, aber als der Alte in die innere Tasche schaute, da zog er mit zitternden Fingern zwei Banknoten über je eintausend Dollar hervor. Keiner vermochte etwas zu sagen. Dem älteren zitterte der breitgezogene Schnurrbart, und sein Unterkiefer bewegte sich unruhig hin und her. Der jüngere saß mit dunkelrotem Kopf daneben und starrte vor sich hin. Endlich sagte der Greis:

„Amerikanisches Geld! Ein Amerikaner!"

„Was werden Sie tun?"

„Eigentlich müßte man es abgeben! Aber, mein Herr, ein Amerikaner! Verstehen Sie, was das heißt? Sind Sie Franzose? Nein! Sie kennen die Amerikaner nicht! Es ist französisches Geld, dieses amerikanische Geld! O, der Krieg, der Krieg! Diese Betrüger, diese Erpresser! Mein Herr, sehen Sie mich an! Halten Sie mich für einen Dieb? Sagen Sie es mir! Halten Sie mich für einen Dieb? Ich bin ein Ehrenmann! Ein Ehrenmann! Herr, meine Familie . . . erkundigen Sie sich, man wird Ihnen sagen . . .!"

Erschöpft lehnte sich der Alte zurück. Nach einer Weile fing er mit leiser Stimme wieder an.

„Natürlich, mein Herr, ich behalte das Geld nicht für mich allein. Zur Hälfte gehört es Ihnen. Das ist die Gerechtigkeit! Bitte, beleidigen Sie mich nicht. Ich nehme keinen Franc, wenn Sie nicht mit mir teilen. Ich bin ein Ehrenmann, glauben Sie mir, es ist mir nicht um das Geld zu tun, es ist eine Wiedergutmachung von Unrecht. Nichts weiter, o, ich kenne sie, diese Herren Amerikaner. Diese zweitausend Dollar sind nicht viel für sie, aber es ist ein gutes Werk, wenn man sie ihnen wieder abnimmt. Und ein Franzose hat das Recht dazu, nicht wahr?"

„Natürlich", sagte der junge Mann, „Sie haben vollkommen recht. Ich habe die Amerikaner übrigens auch nie besonders leiden mögen."

„Ah, mein junger Freund, Sie kennen die Welt, das ist recht so. Sie sind Engländer, wenn man fragen darf?"

„Ich bin Deutscher!"

„Ein junger Deutscher! Ja, sehen Sie, einem Landsmann von Ihnen hätte ich seine Brieftasche bis nach Berlin nachgetragen, bis nach Berlin, verstehen Sie? Und wenn nur ein einziger Franc darin wäre. Aber diese Amerikaner!"

Die Finger des Alten glitten dabei wieder in die Brieftasche und zupften an den Scheinen. Plötzlich aber schob er sie krampfhaft in das Innere zurück, klappte die Tasche hastig zu und ließ sie blitzschnell rückwärts in seinem Gehrock verschwinden. Erstaunt sah der junge Mann, wie sein Beuteanteil mit verschwand, aber ehe er sich noch einen Gedanken machen konnte, stand wie aus dem Boden geschossen auf einmal ein großer, vierschrötiger Mann vor der Bank. Der Amerikaner! sagte sich der Deutsche sofort. Der Hüne in Knickerbockers blickte auf die beiden Männer, die vor ihm saßen. Sichtlich machte es ihm Schwierigkeit, gleich die richtigen Worte zu finden. Schließlich sagte er vorsichtig und langsam an jedem Wort kauend: „Meine Brieftasche ist weg!"

Der Alte verstand ihn nicht und legte die Hand ans Ohr.

„Meine Brieftasche ist weg!" wiederholte der Amerikaner. Plötzlich schrie er: „Zweitausend Dollar! Zweitausend Dollar!" Und wütend brüllte er auf den Alten ein:

„Du hast meine zweitausend Dollar! Du hast vorhin schon hier gesessen! Du hast die zweitausend Dollar! Gib die zweitausend Dollar her!" Seine Stimme wurde wieder leiser, aber seine funkelnden Augen mußten dem Alten zeigen, mit wem er es zu tun hatte.

Mühsam erhob er sich von der Bank.

„Mein Herr", sagte er mit zitternder Stimme, „mein Herr, ich bin ein Ehrenmann! Untersuchen Sie mich!" Er breitete mit einer fast rührenden Geste seine kraftlosen Arme aus, damit der Amerikaner seinen Rock untersuchen konnte. Der schob ihn sehr unzart hin und her und wandte sich, als er nichts fand, jäh nach dem jungen Manne um. Der stand von der Bank auf und öffnete sein Jackett zur Untersuchung. Der Amerikaner mußte bald von ihm ablassen. Die magere Brieftasche überzeugte ihn rasch, daß er da im Irrtum war, mit beinahe verächtlichem Ausdruck gab er sie zurück. Wütend sah er wieder zu dem Alten hin. Plötzlich packte er ihn von neuem, tastete an seinen Rockenden entlang und zog seine gesuchte Brieftasche aus ihnen heraus.

Der Alte sank ächzend auf seine Bank. Einen Augenblick sah es aus, als ob der Amerikaner auf ihn stürzen wollte, aber dann schob er die Brieftasche mit ungeschickten Bewegungen in seinen eigenen Rock, murmelte etwas wie „Verzeihung!" zu dem jungen Mann und ging dann, ohne sich noch einmal nach der Bank umzusehen, davon. Als er hinter einer Biegung verschwunden war, blickte der junge Mann nach seinem Nachbarn um. Der war gerade im Begriff, sich von der Bank zu erheben. Nur mit Hilfe seines Stockes gelang es ihm, sich aufzurichten. Der jüngere wollte ihm helfen, aber der Greis lehnte fast schroff ab. Er wandte ihm nicht einmal das Gesicht zu. Voll Scham senkte er den Kopf und winkte ab, als sein Nachbar ein paar Worte stammelte, um ihm etwas Mut zuzusprechen. „Leben Sie wohl, mein junger Freund, vergessen Sie mich. ... meine arme Familie ...!"

Erschüttert sah ihn der jüngere noch in den nächsten Seitenweg einbiegen. Aber vielleicht tat der Alte recht daran, nach allem, was vorgefallen war, so rasch zu verschwinden. Natürlich war es eine Mordsdummheit gewesen, die Tasche nicht anders zu verbergen, etwa indem man sie hinter sich ins Gras warf. Eine Mordseselei, zweitausend Dollar, tausend Dollar für jeden soviel Geld — —! Gar nicht zu denken, zum Verrücktwerden, Herrgott ... Vorhin überlegt man noch, ob man mal im „Boeuf à la mode" ißt, und jetzt könnte man ein Vermögen haben. Ein Idiot, der alte, ein vollkommener Idiot. Ob man ihn haftbar machen kann? Unsinn, auch noch in die Tinte kommen deshalb. Lieber froh sein, daß es nicht noch einen anderen Krach gegeben hat. Mein Gott, in Paris verhaftet, das wäre was für die Kollegen in Berlin! Uebrigens, der Amerikaner war ein toller Junge! Die Bücher übertreiben also doch nicht. Diese Kinnlade! Und der Blick! Und wie er gleich mit zwei wildfremden Menschen umspringen konnte, selbst wenn so ein weißhaariger Alter dabei war. Donnerwetter, da kann man noch was lernen. Verdammt noch mal! Aber natürlich, Kunststück, wenn man an so eine Brieftasche gewohnt ist. Nein, Sünde wäre es nicht gewesen, wenn man dem boy die Dollars abgeknöpft hätte, da hatte der Alte recht. Uebrigens, was mag der selber gewesen sein, General a. D. vielleicht oder Präsident, in Frankreich soll es viele Präsidenten geben. Interessante Bekanntschaft auf jeden Fall. Das ist eben Paris! Vielleicht ist doch hier noch mal was zu machen. Schließlich habe ich immer noch vier Tage vor mir. Ich muß mal irgendetwas Mondänes auftreiben, unbedingt, es sollen hier tolle Sachen mit Weibern vorkommen. Wenn man da wie der Amerikaner auftritt, ist es gar nicht ausgeschlossen, daß ich hier mein Glück mache und überhaupt hier bleibe. Was bleibt denn noch übrig, wenn ich die Rückreise abziehe ... schäbige Brieftasche gegen den Amerikaner ... was ... was ... wo ist denn ... ich hatte doch noch ... heute früh waren die Scheine bestimmt ... der Amerikaner! Der verfluchte Amerikaner ... und der Alte ... der Alte war der Schlepper!

Die Polizei war derselben Ansicht.

GEISTESGEGENWART

VON WILHELM VON HEBRA

Franz Radt kam, da sein Vater im Jahre 1920 auswanderte, im Alter von zwölf Jahren nach Argentinien und fährt in diesem Sommer zum ersten Mal nach Deutschland heim.

Franz freut sich ganz besonders auf Martin Klemm, seinen besten Freund der Kinderzeit, den er liebte und bewunderte, mit dem ihn die glücklichsten Erinnerungen verbinden.

Die beiden haben brieflich gemeinsame Sommerpläne abgemacht: Franz kommt für eine Woche zu Martin nach Gießen, dann fahren sie nach Hamburg, wo sie des Abends eintreffen wollen, und am Morgen des nächsten Tages weiter nach Helgoland.

So, mit allen Einzelheiten, hat es Martin bestimmt, schon Monate vorher.

*

Franz erlebt an Martin eine große Enttäuschung.

Martin hat die klassischen Sprachen studiert, ist Assistent am lateinischen Seminar der Gießener Universität, ist ein Altphiloloqe der übelsten Art geworden, einer Art, die heutzutage schon sehr selten ist: trocken, pedantisch, kleinlich, umständlich, eingebildet und maßlos eitel, und von jenem Wissensdurst, der nur Kenntnisse, nicht Verständnis sucht, der immer bloß lernen, lernen will. Er hält sich für modern; weil er nicht nur theoretisch, sondern auch praktische Dinge zu lernen sich müht. Er merkt es nicht, daß er auch da nur Gedächtnis-Stoff aufhäuft, ohne das sinngebende Ziel, das Wesentliche jedes Dings zu begreifen. Er lernt mechanisch, rein nachahmend, ähnlich einem Affen oder einem Papagei.

Franz hat es nicht leicht mit Martin. Dessen Ueberheblichkeit zu ertragen, erfordert viel Geduld. Aber der anständige und gewissenhafte Franz denkt nicht daran, die getroffenen Verabredungen zu brechen. Er übt Nachsicht und Nachgiebigkeit, und vermeidet jeglichen Streit.

*

Am Tage vor der Abreise besorgen Franz und Martin im Verkehrsbüro die Eisenbahnfahrkarten Gießen—Hamburg und die Schiffskarten Hamburg—Helgoland.

Auf dem Rückweg kommen sie an einem Hutgeschäft vorbei und sehen in der Auslage das Plakat: „Wer sich bei mir einen Hut um zwanzig Mark kauft, erhält nebenstehende Hutschachtel gratis."

Die beiden gehen in den Laden.

Die Hutschachtel gewinnt bei näherer Betrachtung. Sie ist aus festem, wohlgefälligem, braunen Karton und trägt eine hübsche kleine Silberplatte; auf ihr wird, wie der Verkäufer sagt, auf Wunsch des Käufers Namen, ebenfalls gravitis, eingraviert. Der Karton lockt, die Hüte sind gut und schön, beide kaufen hellgraue Hüte und lassen ihren Namen auf den Silberplatten eingravieren.

*

Am Abend vor der Abreise sind Franz und Martin bei Balthasar Haym geladen, einem gütigen alten Junggesellen, der mit den Familien der beiden seit langer Zeit befreundet ist.

Balthasar in Großhändler in Papier und Leder. Er empfängt die beiden mit Gaben aus seinem Geschäft: mit Sommer-Handschuhen einer ganz neuen und ganz besonderen Art, die dünn, geschmeidig und leicht wie Seide sind, mit schönstens lithogarphierten Besuchskarten und eleganten kleinen Besuchskarten-Taschen aus Krokodilleder.

Die Aufdrucke auf den Besuchskarten zeugen für Balthasars Menschenkenntnis.

Der eine ist kurz und bündig:

Franz Radt.

Der andere ist ausführlich:

Martin Klemm
Dr. phil.
Assistent am lateinischen Seminar
der Universität Gießen
Kaiser-Allee 17

Martin liest mit hoher Befriedigung seine akademischen Würden, und die Adresse, welche zeigt, daß er in Gießens vornehmster Straße wohnt, nimmt sogleich ein Dutzend der Besuchskarten aus dem Karton und steckt sie in die Besuchskarten-Tasche.

*

Franzens kindliche Freude am neuen Hut ist so groß, daß er ihn ununterbrochen tragen will.

Martin erklärt aber, es sei töricht, neue helle Hüte dem Schmutz des Eisenbahnzuges auszusetzen; sie müßten in den Hutschachteln mitgenommen worden; erst auf dem Dampfer, wo man auch von mehr Leuten gesehen werde, sei die Zeit für die neuen Hüte gekommen. Und für die Handschuhe gelte dasselbe.

*

Franz und Martin sitzen im Zug Gießen-Hamburg.

Franz kann es nicht länger ohne den neuen Hut aushalten, und nimmt ihn, trotz tadelnder Blicke Martins, aus der Hutschachtel und setzt ihn auf.

*

Der Zug nähert sich Hamburg.

Franz, voll der Neugierde auf die ihm noch unbekannte Stadt, blickt durch das Fenster auf die Straßen. Er beugt sich in seinem Eifer weit hinaus. Gerade, als der Zug einen Vorort-Bahnhof durchfährt, ohne Aufenthalt, doch in langsamem Tempo, reißt ein plötzlicher, heftiger Windstoß den Hut von Franzens Kopf und schleudert ihn auf den Bahnsteig. Mit Blitzeseile ruft Martin voller Schadenfreude „das hast du davon, daß du mir nicht folgtest", mit gleicher Blitzeseile nimmt Franz seine Hutschachtel, zielt nach dem Hut, wirft sie ihm nach. Beide kommen nahe neben einander zu liegen.

Martin mit der Miene höchster Verblüffung, fragt:

„Was tust du denn da?"

„Ich erinnerte mich in der Sekunde dessen, daß nur die Hutschachtel, aber nicht der Hut meinen Namen trägt. Es ist sieben Uhr abends. Unser Dampfer geht um neun Uhr morgens. Wenn zur Wiedererlangung des Hutes die üblichen Formalitäten erledigt werden müßten, so wäre kaum Hoffnung, daß ich ihn noch rechtzeitig wiederbekomme. Ist aber die Person des Verlustträgers klar, so mag es genügen, daß ich mit dem Bahnhofs-Vorstand telefoniere und um Eilzusendung bitte. So kann das Ganze vielleicht noch rechtzeitig erledigt sein. Das Risiko, das ich dabei laufe, ist gering. Die Hutschachtel ist höchstens ein Zehntel des Hutes wert."

Martin sagt in hochmütig herablassendem Ton:

„Jetzt habe ich endlich einmal auch von dir etwas lernen können."

*

Am nächsten Tag, vierzig Minuten vor Abfahrt des Dampfers, hat Franz Hut und Hutschachtel wieder.

Martin sagt:

„Diese Geschichte werde ich mir merken."

*

Franz und Martin sind auf dem Dampfer nach Helgoland und tragen die neuen Hüte und Handschuhe.

Nach drei Stunden meldet sich der Hunger. Die beiden wählen einen Tisch nahe der Bordwand und bestellen sich Helgoländer Hummer.

Franz steckt die Handschuhe in die Rocktasche, Martin aber, der keine Gelegenheit versäumt zu zeigen, wie fein er ist, legt sie weithin sichtbar auf den Tisch.

Gerade in dem Augenblick, als Martin eine Hummerschere öffnet und seine beiden Hände in Anspruch genommen sind, kommt ein plötzlicher, heftiger, wirbelähnlicher Windstoß und reißt die leichten Handschuhe hoch in die Luft. Martin schleudert die Hummerschere fort, springt auf, hascht nach den Handschuhen, erwischt sie nicht mehr, sieht sie auf das Meer fallen.

Da zieht er mit Blitzeseile die Besuchkartentasche, zielt kurz und scharf, wirft sie den Handschuhen nach.

HISTORISCHE SCHMUCKSACHEN

EIN RUNDGANG DURCH DIE PFORZHEIMER KUNSTGEWERBESCHAU

Ohrgehänge mit verschiedenen Steinen und Perlen. Italienische Renaissance

Erfreulicherweise tritt bei Kunstausstellungen immer mehr der Gedanke in den Vordergrund, die zur Schau gestellten Kunstgegenstände vor allem aus ihrem natürlichen, völkischen und historischen Boden herauswachsen zu lassen. Denn so allein spricht das einzelne Kunstwerk nicht nur als ästethisches Gebilde zu uns, sondern im ganzen Reichtum seines Werdens und Seins. Es ist jetzt kein schöner toter Gegenstand mehr, der in einem Schaukasten aufgebahrt wird, sondern ein Stück Leben innerhalb von Volk und Geschichte.

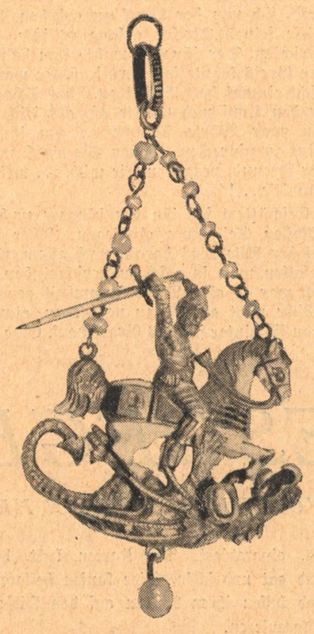
Die Sommerausstellung des Pforzheimer Kunstgewerbevereins hat sich völlig in den Rahmen dieser Idee gestellt. Sie bringt eine „Historische Schmuckschau", die einen gesamten Ueberblick der Geschichte des Schmucks vermittelt. In mühevoller Arbeit wurden Hunderte von Schmuckstücken gesammelt, einmal aus den Archiven des Kunstgewerbevereins und der Kunstgewerbeschule, sowie von privater Seite und mit Unterstützung der städtischen Industrie. So entstand eine überaus reichhaltige Sammlung, in der jede Stilart und Kunstform enthalten ist. Ringe, Armbänder, Anhänger, Broschen, Kreuze gearbeitet in Gold, Silber, Eisen, verziert mit Steinen und Email, bekommen wir zu sehen.

Die Ausstellung selbst konzentriert sich auf die schlicht geformten Schaukästen, in denen die Schmuckstücke leben. Die Wände der Ausstellungsräume dagegen sind mit Kupferstichen und Bildern behängt, in denen die Zünfte und Handwerker einer jeweiligen Zeitepoche gewürdigt werden. Kräftige Sprüche auf ein Wandfries geschrieben, erzählen uns, daß auch die zarte Feinarbeit der Gold- und Silberschmiede, von kernigen Werkern geschaffen wurde.

Goldener Ring mit Smaragden. Spätbarock

Treten wir einen Rundgang durch die Ausstellung an, so finden wir zunächst eine Zusammenstellung von Schmuckstücken, die keiner genauen Zeitepoche angehören. Sogar unabhängig von einem allein bestimmenden Stil entstand eine Bauern- und Volkskunst, die zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern ganz ähnliche Kunstformen hervorgebracht hat. Dabei ist diese Kunst keineswegs primitiv, sondern von hochwertigem Können geschaffen. Da ist z. B. eine prächtige Silberbrosche zu sehen, mit gefaßten Steinen, die irgend einmal im Laufe der Jahrhunderte von einem russischen Handwerker gearbeitet wurde. Dennoch unterscheidet sich dieselbe nicht wesentlich von einem anderen Stück unserer Sammlung, welches eine rumänische Bauersfrau vielleicht heute noch zu ihrem Sonntagskleid trägt. Indischen Schmuck treffen wir neben spanischem und altdeutschen Schmuck ohne daß sich eine besondere Stilart feststellen ließe. In dieser Gruppe fällt ein besonders schöner großer reicher Ring auf, der zu den bekanntesten Zigeunerringen gehört.

Eine weitere Abteilung führt uns die Entwicklung des Schmucks vor Augen wie sie in der Zeit der europäischen Hochkulturen, vom 15.—18. Jahrhundert, stattgefunden hat. Hier greifen allerdings, an den Grenzen der einzelnen Jahrhunderte, die Stilarten etwas ineinander. Um so klarer wird die reine Folge der Stile in der nächsten Schmuck-Gruppe gezeigt. Wir bekommen prächtige, gotische Broschen zu sehen, wundervoll gearbeitete Renaissanceringe, prunkende Barockanhänger, bis die Linie ausklingt in der Zusammenfassung des Rokoko-, Louis-XVI.- und Empirestils. Von diesem wird die Entwicklung dann weitergeführt zu den bescheidenen und dennoch malerischen Schmuckstücken der Biedermaierzeit, und zu jenen Kunstwerken, die in die Jahre 1810—1830 fallen. Damals erlaubte es die furchtbare Not, in der sich Deutschland befand, zwar keinen Schmuck aus Gold und Silber, die herrlichen Arbeiten, in schlichtem Eisen ausgeführt, sind darum jedoch nicht minder ansprechend. Sie zeigen uns, daß trotz aller Anfeindungen die deutsche Schaffenskraft niemals erlahmt ist.



Drachentöter als Anhänger mit Perlen und Email aus der Zeit der deutschen Renaissance.

Abschließend greift die Ausstellung schließlich auf die antike Welt zurück. Sie bringt Schmuck aus dem griechischen und römischen Kulturkreis, in dem die Münze als Schmuckgegenstand noch eine größere Rolle spielt wie zu späteren Zeiten. Sie geht weiter zurück zu den grundlegenden Arbeiten ägyptischer Metallschmiede und zu jenen Ringen, Bechern, Spangen der Germanen, an denen man das Vorhandensein einer hohen Volkskunst bei den alten Deutschen sehen kann.

Von den vielen Eindrücken dieser Mannigfaltigkeit an Schmuckstücken ist das Auge müde geworden. Auch hat der eine oder andere Besucher vielleicht das Verlangen, sich theoretisch mit einer bestimmten Zeitepoche zu beschäftigen. Um dem Genüge zu leisten, wurde ein Lesesaal geschaffen, welcher der Ausstellung angegliedert ist. Ein schönes Bild des bekanntesten deutschen Metallschmiedes, Wenzel Jamnitzer, blickt hier von der Wand zu einem Büchertisch, auf welchem zahlreiche Werke mit reichem Bildmaterial über Kunst und Schmuck zur fördernden Einsicht liegen.

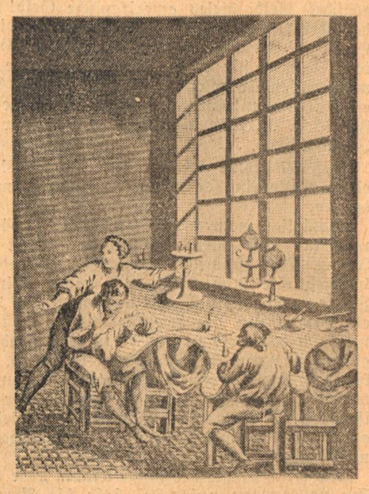
Alter Stich einer Goldschmiedewerkstatt aus dem Mittelalter

Ueberblicken wir die Ausstellung noch einmal im ganzen, so fallen zwei Wesenszüge besonders auf, die von großer Bedeutung sind. Einmal können wir sehen, daß die Pforzheimer Schmuckindustrie keineswegs eine einseitige Maschinenindustrie ist. Die Wurzeln ihres Schaffens liegen vielmehr ganz und gar im Handwerklichen. Die Entwürfe der gezeigten Schmuckstücke setzen ein großes Kulturverständnis voraus, da es nur dort möglich ist, wo durch Generationen echte Kunstwerke und Liebe zum Handwerk gepflegt werden. Die Ausführung dieser Arbeiten aber konnten nur von Handwerkern, Goldschmieden, Fassern durchgeführt werden, die von Kindheit an mit dem Material und dem handwerklichen Können ihrer Zunft vertraut sind. Deswegen zeigt die gesamte Schmuckschau zum anderen, daß unsere Industrie sich scharf abwendet von allen Tandartikeln, daß sie sich wohl bewußt ist, welche echten Kulturwerte in ihren Volkskräften vorhanden sind. Auf dieser Grundlage ist sie daher imstande, ein wertvolles Schmuckstück zu schaffen. Die „Historische Schmuckschau" ist der beste Beweis für dieses Können.

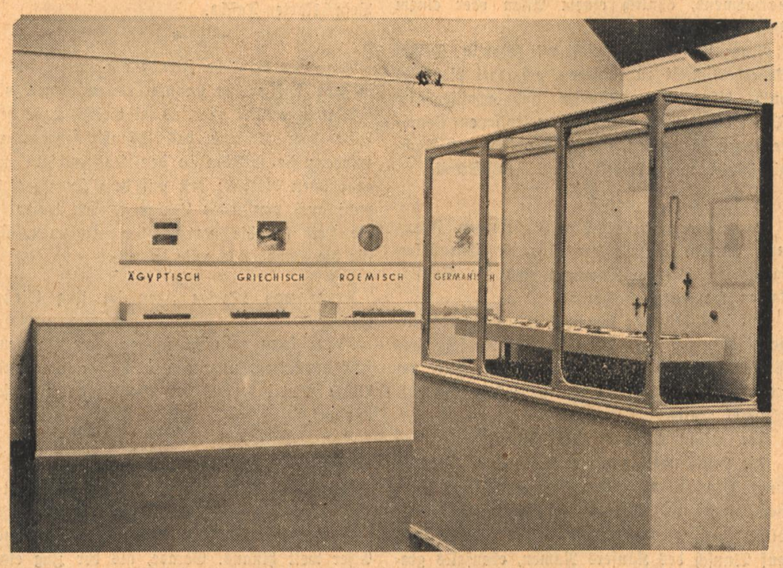
Gürtelschließe in reicher Filigranarbeit aus den 4 Landen bei Hamburg

Um diesen Beweis nicht nur in einer einmaligen vorübergehenden Ausstellung zu erbringen, war die Schau als Vorarbeit gedacht, die künftig in erweiterter Form erhalten bleiben soll. Das ausgestellte Material wird die Grundlaeg bilden für ein Museum des Schmuckes, das sich in den Mauern unserer Stadt befinden soll. Es wäre zu wünschen, daß die Errichtung eines solchen Zierstückes der Stadt Pforzheim in Bälde erfolgt. Die „Historische Schmuckschau" hat unter anderem bereits gezeigt, von welcher Bedeutung ein derartiges Unternehmen ist, sowohl vom industriellen wie vom kulturellen und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus.

W. Hagenmeyer.



Alte Goldschmiedewerkstatt



Teilausschnitt des großen Ausstellungssaales